

Vertrauen bewahren in der Krise – Die Aufgabe der Kirche

Impulsvortrag anlässlich der 40. Hermannsburger Tagung des Evangelischen Arbeitskreises der CDU

Meine Damen und Herren,

ein Impulsvortrag muss Mut zur Lücke haben. Ich erlaube mir mit einer persönlichen Vorbemerkung zu beginnen, um dann die Aufgabe der Kirche mit lediglich vier vertrauensbildenden Maßnahmen grob zu umreißen.

Zunächst also die persönliche Vorbemerkung:

Ich befinde mich im Übergang von der Akademie in den Sprengel Lüneburg. Ich habe in den letzten Monaten an der Akademie in der Hauptsache viel regeln und ändern und umstellen müssen, Gespräche mit allen Mitarbeitenden, mit Menschen aus diversen gesellschaftlichen Kontexten, irritierte Politiker, Selbständige und mittelständische Unternehmer*innen, die nicht mehr wussten, ob sie noch eine Perspektive haben und wie lange. Es galt viel zuzuhören, viel Ungewissheit auszuhalten und eine unübersichtliche Unsicherheit zu ertragen, mit der niemand von uns im Jahr 2019 auch nur andeutungsweise gerechnet hätte. Auch beeindruckender Mut war dabei. Menschen, die zugepackt und angepackt haben, ohne viel Lärm, entscheidende Zeugen des Vertrauens in den sozialen Zusammenhalt. Ihnen wird es nicht anders gehen.

In der Flut der Einschätzungen zur Krise hat mich allerdings kein Wort so sehr angesprochen, wie dieses:

„Es kommt alles darauf an, sich so zu exponieren, dass einen das Leben trifft ... wie das Wetter ohne Schirm.“ Dieser Gedanke sprang mich Ende September letzten Jahres aus einer leicht vergilbten hellblauen Vorwortseite an. Ich war unterwegs in Berlin. Und so viele Filmausschnitte, aufgeschlagene Zeitungen, Buchseiten, und prägnante politische Urteile auch im Historischen Museum auf mich niedergingen; das eine ließ mich nicht los: Sich vom Leben treffen lassen, Wetter ohne Schirm, das Leben einmal ungehemmt auf sich herabregnen, herabprasseln lassen, persönlich, im Ort, im Land, global. Diesen Gedanken verdanke ich Hannah Arendt. Sie hat ihn im Briefwechsel von Rahel Varnhagen entdeckt.

Hanna Arendts Buch über „die Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin aus der Romantik“ schrieb sich besonders schwer. Schon 1922 in Berlin erste Aufzeichnungen. Dann schrieb sie

weiter daran nach ihrer Flucht nach Frankreich, der Internierung dort in Motauban, in den USA. Erst 1958 erschien es auf Englisch, ein Jahr später auf Deutsch.

Über 36 Jahre hinweg entstand ein Buch. Hanna Arendt, der das Schreiben nun wirklich nicht schwerfiel, aber das wurde ihr schwer, die Geschichte einer Frau zu fassen, die versucht hat, sich so zu exponieren, dass sie das Leben trifft ... wie das Wetter ohne Schirm.

Und ich fragte mich: Einmal das Leben an sich heranlassen, so zerrissen, so kompliziert, so abgründig, wie es ist. Halten wir das aus? Oder spannen wir Schirme aus, vielfältigste Schirme, um nur ja nicht vom Leben, diesem wetterwendischen Gesellen getroffen zu werden? Und indem wir unsere Schirme aufspannen, hagelt das Leben auf andere Menschen nur umso härter ein. Und die geraten schutzlos in schweres Wetter, während wir in einer Illusion von Machbarkeit und Ansprüchen dahinziehen.

Wie wäre es, gemeinsam den Mut zu fassen, wenigstens einige Schirme zu schießen, es zu wagen entschiedener im Regen zu stehen, der auf den Namen Leben hört. Und damit bin ich schon bei den vertrauensbildenden Maßnahmen: Denn die Kirche sehe ich in der Pflicht, der Gesellschaft zu helfen, der beschwerlichen Wahrheit ins Auge zu sehen, dass eine umfassende Daseinsfürsorge nicht immer darstellbar ist. Wenn Daseinsvorsorge nicht garantiert ist, dann muss die Kirche Unsicherheit und Lebensrisiko beim Namen nennen, das aber nicht so, dass sie der Bedrohlichkeit eins oben draufsetzt und sagt: Das ist ja nur eine Krise, schwerere Krise werden folgen. Vielmehr muss die Kirche sich als ein Ort bewähren, an dem gemeinsam Pfade gefunden werden, eine solche Krise und das mit ihr verbundene Lebensrisiko miteinander auszuhalten.

Wie stellt die Kirche das an?

1. Erste vertrauensbildende Maßnahme der Kirche: Nachdenklichkeit – vor vorschnellen Krisendeutungen warnen

Ich markiere kurz als erste vertrauensbildende Maßnahme, was die Kirche dafür nicht tun muss. Sie muss diese Krise nicht theologisch deuten können, jedenfalls nicht jetzt schon. Und das aus einem ganz elementaren Grund: Wenn diese Krise ein Alptraum ist, dann sind wir zurzeit in Deutschland, und erst recht weltweit noch mitten im Alptraum. Wer immer die theologische Krise jetzt deutet, versucht Traumdeutung während des Traumes. Kennen Sie

aber einen einzigen Propheten, dem das geglückt ist: die Traumdeutung während des Traumes selbst? Es wäre wichtig, genau das beherzt öffentlich zu kommunizieren. Die, die hier zu genau Bescheid wissen, diese Krise schon verstanden haben und zu wissen meinen, warum es sie gibt, und worauf sie hinausläuft, haben nicht begriffen, dass sie noch im Alptraum sind. In Sachen Krisendeutung vorsichtig zu sein, ist glaubensklug. Hier Nachdenklichkeit auszustrahlen weckt, so glaube ich, Vertrauen.

Die Stärke des christlichen Glaubens liegt nicht darin, besserwisserisch zu sein. Sie liegt nicht darin, die Welt fortwährend aus gleichsam göttlicher Perspektive richtig zu deuten. Sie liegt vielmehr darin, nachdenklich zu werden und darauf aufmerksam zu machen, was uns Gott an die Hand gegeben hat, um diese Krise aushalten zu können.

Im Modus der Nachdenklichkeit müssen wir ja die Krise keineswegs beschweigen. Einiges lässt sich schon sagen: Ohne Zweifel führt die Krise in aller Härte Menschen ihre Endlichkeit vor Augen, macht auf das Maß des Menschlichen herbe aufmerksam.

Diese Krise wirft die sog. Theodizeefrage auf, drängt also angesichts von über 90.000 Toten allein in Deutschland als Gottesklage die Frage auf: Wo bleibst Du da eigentlich ab, Gott?

Dazu wenigstens drei Aspekte:

- (1) In der Krise bekommen wir es mit Gottes Nachtseiten zu tun. Es ist nicht zu verstehen, wieso ein Virus derart viel Macht über das Leben gewinnt. Das ist nahezu ausschließlich destruktiv. Die bisweilen betonten Lerneffekte und Chancen halten sich so sehr in Grenzen, dass es einem öffentlich angesichts von Leidensgeschichten die Chancensprache verschlagen sollte. Gottes Handeln verbirgt sich unserer Einsicht.
- (2) Die Krise ist deshalb nicht eindeutig Strafe Gottes, dann wäre er ja durchsichtig in seinem Handeln. Das Virus ist nicht Strafe, denn diese Art von Strafe trifft willkürlich nicht alle Menschen in gleichem Ausmaß, knechtet ausgerechnet die Schwächsten besonders stark, straft also ausgesprochen ungerecht ab.
- (3) Nur ja nicht Panik und das Übel absolut setzen: Wenn die Macht des Corona-Dramas in seiner Seinsmächtigkeit absolut gesetzt wird, wird es schwer einen Grund zu entdecken, warum es Gott geben sollte. Denn dann wird die Macht des Faktischen derart mächtig, dass alles, was geschieht, so verstanden wird, als müsse es so kommen¹. Nur weil etwas geschieht, ist etwas aber nicht legitim. Schon im

¹ Vergleiche Ingolf U. Dalferth, Malum. Theologische Hermeneutik des Bösen, Tübingen 2008.

innerweltlichen Recht ist das, was geschieht, nicht schon deshalb legitim. Erst recht ist das vor Gott nicht der Fall. Aufgrund von Karfreitag und Ostern gibt es die Kirche überhaupt. Karfreitag und Ostern führen uns aber vor Augen, dass Gott in der Lage ist, am Ort von Übel Gutes zur Geltung zu bringen, begründet Hoffnung zu fassen. Das führt zur: ...

2. ... zweiten Vertrauensbildenden Maßnahme der Kirche: Übel und Hoffnungen christlich beim Namen nennen

2.1. Übel und Corona

Dem Literaten Daniel Kehlmann ist eine besonders scharfsinnige Charakterisierung der Krise zu verdanken. Er meinte, die Krise sei vielleicht nicht die schlimmste. Aber sie sei eine der traurigsten Krisen, weil als wichtiges Heilmittel ausgelobt werde, auf Distanz zu gehen. Was heißt das theologisch?

Ein Übel, nämlich das der Infektion, soll mit einem anderen Übel, nämlich dem der Distanznahme, kuriert werden. Das ist perfide.

Zu vermeiden ist als Übel der Tod durch das Virus. Tod ist Abbruch aller Beziehungen. Distanz/ Beziehungslosigkeit, so habe ich es gelernt, hat die Struktur von Sünde, ist lebenszerstörerisch. Die verordnete Beziehungslosigkeit als Heilmittel ist, so gesehen, auch Sünde aus Ohnmacht heraus, Sünde wider Willen. Der harte Lockdown ist, wenn nicht sozialer Tod, so doch für nicht wenige radikale Lebensreduktion. Wir leben sozial todesähnliche Zustände, um den physischen Tod aufzuschieben. Wieviel Beziehungsabbruch dient aber dem Leben? Zum Schutz des physischen Lebens wird soziales Leben eingeschläfert. (Bis zu einem gewissen Grad ist das berechtigt, weil gilt: Wer sein physisches Leben verliert, kann es hier und jetzt nie mehr wieder gewinnen. Das ist beim sozialen Leben anders.)

Dennoch: Theologisch können wir nicht fraglos hinnehmen, dass im Konfliktfall vehement leibliche Gesundheit über alles geht, zur Not auch über Gott und Gottesdienst. Mit Gottesdiensten geben wir der transzendentalen Obdachlosigkeit dieser Welt eine Herberge. Diese Herberge kann verantwortlich jenseits von die Gefahr ignorierenden Umarmungen entstehen. Das ist elementar, und kein religionspolitisches Privileg. Und ich sage ganz klar:

Die Schließung von kulturellen Einrichtungen welcher Art auch immer, die mit einem hohen Hygienemanagement gearbeitet haben, ist theologisch gesehen Sünde.

Aber auch die Zusammenkünfte im Kleinen jenseits der verordneten Regeln verstricken sich theologisch gesehen in Sünde. Die Feier des Lebens, die Feste, die gesucht werden, vor allem im Privaten immer noch, wenn sie öffentlich verboten sind, sind Aufruhr des Lebens.

Üblerweise werden diese Feiern, diese Geselligkeit immer wieder zum Totentanz: Der Tod tanzt mit, wenn das soziale Leben revoltiert.

Was haben wir theologisch zu bieten, um nicht nach der Pfeife des Todes zu tanzen, der Pfeife des sozialen Todes oder der Pfeife des physischen Todes, wenn wir die Gefahren der sozialen Begegnung ignorieren?

Eine mögliche Antwort verfährt ganz elementar:

2.2. Hoffnung und Corona

Hoffnung ist eine der großen Koordinaten, die uns Gott auch in Zeiten der Krise an die Hand unserer Lebensbewältigung gegeben hat. Als Christinnen und Christen sind wir nicht auf unsere eigenen Hoffnungen angewiesen, die wir mit aller Kraft zusammenklauben mögen. Unsere Hoffnung reagiert auf Gottes Hoffnung. Gott selbst hofft, setzt seine Hoffnung auf Menschen. Das Alte Testament - ein Erzählbuch für Gottes Hoffnungen auf die Menschen. Die Versöhnung der Welt mit Gott und durch Gott lässt Gott selbst wieder intensiver hoffen. Es wäre auch für unser Verständnis als Kirchen hilfreich, wenn wir das ausstrahlen könnten. Ja, auch die Kirche selbst ist ein Dokument, dass Gott seine Hoffnung auf Menschen setzt. Das führt zu mindestens drei Gestalten der Hoffnung:

Erste Gestalt: Gerade in Zeiten der Krise und danach haben wir eine Hoffnungsressource zu gestalten, über die andere nicht verfügen: nämlich die Ressource der radikalen Hoffnung. Gott hat Möglichkeiten, die wir alle nicht haben: Leben entstehen lassen, Leben aus dem Tod hervorholen, die Versöhnung aller Feinde. Das in womöglich auch neuen Formen klar zu machen, zu feiern, zu gestalten: Taufe, Beerdigung, in Seelsorge, in Opposition gegen ein gedankenloses weiter so ist elementar.

Zweite Gestalt: Kirchen und ihre Gemeinden sind Herbergen der endlichen Hoffnung: Jesus von Nazareth ist nicht ans Kreuz geflüchtet nach dem Motto: Hauptsache tot und

auferstanden. Er hat sich für das endliche Leben hier interessiert, sich für hoffnungsstiftende Geselligkeit engagiert. Denn Gott hat dieser Welt seine Treue versprochen. Auf der Linie dieser Treue gilt es Menschen zu widersprechen, die in apokalyptischem Furor sagen: Ach, die Welt geht doch eh in die Binsen und kaputt. Es gilt, Herbergen endlicher Zuversicht und der Beruhigung zu formen, Orte, wo Freude geteilt wird und Verzweiflung Raum hat, aber zum Stillstand kommen kann.

Dritte Gestalt: Die verändernde Hoffnung: Wir haben Hoffnung auf Veränderungen, deren Leitstern nicht Relevanzverlust und Säkularisierung sind und wie all diese externen Krisenkadetten heißen. Auch in der tiefen Krise kann Leidenschaft entfacht werden, in Planung gehen, bilden sich Netzwerke der Unterstützung, Talente und Begabungen. Hoffnung predigt nicht unendliche Geduld und Gelassenheit. Hoffnung gibt Raum, über aktuelle Unlusterfahrungen und Abgründe nicht den Schleier der Gelassenheit zu werfen. Sie empfiehlt eine gelassene Ungeduld, die nicht hinnimmt, was unerträglich ist, und mitten in der Krise verändert, umstellt. Leben anders gestaltet, aber nicht abschaltet.

3. Dritte Vertrauensbildende Maßnahme: Dankbarkeit stark machen – Solidarisch werden

Bei allem Elend der Krise kann die Kirche für Dankbarkeit eintreten. Es lohnt sich, einem in unseren Breiten recht verbreiteten nörgelnden Ton Dankbarkeit entgegen zu setzen. In Deutschland befinden wir uns in einer Phase der erkennbaren Beschleunigung der Bewältigung einer massiven Pandemie. Grund zur Dankbarkeit! Ohne Zweifel: Es lässt sich sicher so einiges durchaus kritisch anmerken zu den gesundheitspolitischen Bewältigungsstrategien und zur Organisation der Impfstrategie. Bei allem hohen Respekt vor dem bewundernswürdigen Engagement niedergelassener Ärztinnen und Ärzte. Ich halte die Mischlage aus Impfbios und Anmeldekonstellationen in ärztlichen Praxen nur für einen unbefriedigenden Lösungsweg, ganz einfach deshalb, weil benachteiligte Menschen, oder Jugendliche, die schlicht keinen Hausarzt haben, oder Mühe haben, für ihre eigenen Interessen einzutreten, leicht übersehen werden und im Nachteil sind. Ein Hausarzt hat eben nicht alle Leute seines Quartiers im Blick und es ist für ihn nicht so einfach zu entscheiden, wer denn als nächster dran ist und geimpft werden sollte. Die Priorisierung ist ein öffentliches Gut. Sie verlangt durch und durch nach einer öffentlichen und somit staatlich- gesamtgesellschaftlich getragenen Verantwortung. Solcher Probleme zum Trotz: Uns stehen dank einer exzellenten wissenschaftlichen Forschung und Forschungsförderung in einem

atemberaubenden Tempo gleich mehrere Impfpräparate zur Verfügung. Das war zu Zeiten der großen Pestepidemien deutlich anders, als 90% der Bevölkerung durch eine Pandemie getötet wurden. Grund zur Dankbarkeit! Und Grund zu einer Erinnerung an Johann Amos Comenius, der meinte: Danke Gott, wenn Du gesund bist, und wenn Du krank bist, danke ihm, dass er Dir Ärzte und Ärztinnen an Deine Seite gestellt hat.

Diese elementare Dankbarkeit kann eine, nicht die einzige Quelle der Kraft sein, internationale Solidarität zu üben und diakonisch alles dafür zu tun, dass dem wahren Satz, die Pandemie könne nur global bewältigt werden, auch globale Taten folgen. Wenn wir hierzulande in der günstigen Lage leben, dass über 2/3 der Erwachsenen ein erstes Mal und 1/3 der Gesamtbevölkerung einmal geimpft sind. Welche Mittel und Wege finden wir, um mit der List der Hilfe Menschen in Krisenregionen wie Syrien mit Impfdosen zur Seite zu stehen? Ein christliches Ethos kann sich nicht darüber beruhigen, wenn im eigenen Land den Menschen geholfen ist, während in anderen Weltregionen Menschen unter unfassbaren Bedingungen sterben und sterben.

4. Vierte vertrauensbildende Maßnahme der Kirche: ein Bollwerk gegen Neid und Missgunst zu errichten

Missgunst und Neid zerstören Vertrauen, vergiften das soziale Klima. Als vierte Vertrauensbildende Maßnahme plädiere ich dafür: Lasst uns für einen Abschied von Missgunst werben, in den eigenen Reihen der Kirche, in der Gesellschaft. Neid vergiftet das soziale Klima.

Was ich damit meine? Um aus aktuellem Anlass zunächst klar zu stellen, was ich damit nicht meine. Ich meine damit nicht, man müsse doch wohl den Freundinnen und Freunden des Fußballs im Länderspiel England-Deutschland in Mittwoch in Wembley die Freude gönnen, mit über 40.000 Menschen vor Ort das Spiel zu erleben. Alles andere sei missgünstig. Angesichts des britischen akuten Infektionsgeschehen ist das rücksichtslos. Hier werden sich Freiheitsgrade herausgenommen, und leichtsinnig aufs Spiel gesetzt, was mühsam etwa Kinder und Jugendliche durch Schul- und Kontaktverzicht errungen haben. Das ist Ausdruck eines am Ende auch naiven und zutiefst unsolidarischen Lebensleichtsinn im Namen eines Sports, dem es doch um Teamgeist und Solidarität weltweit geht. Daran denke ich also nicht, wenn ich von einem missgünstigen Klima spreche. Ich denke an etwas anderes: Es gab gleich zu Beginn der Corona-Impfungen neue Spannungen – über die Organisation der

Impfpriorisierungen in den inzwischen allseits bekannten Großgruppen hinaus. Diskutiert wurde bereits, bevor es überhaupt losging, schon im Dezember 2020, ob Menschen, die in Wohnstifts und Pflegeheimen leben und geimpft seien, wieder größere Freiheiten genießen dürften? Das wurde kritisch gesehen, und das nicht nur wegen der Unsicherheit, ob Geimpfte noch ansteckend wirken. Originelle Modelle, geimpften alten Menschen gastronomisch das ein oder andere anzubieten und zu eröffnen, hatten keine Chance sich durchzusetzen oder gar Schule zu machen. Der Ruf: „Gebt geimpften hochaltrigen Menschen mit einer nur noch kurzen Lebensphase Lebensfreiräume zurück, früher als anderen!“ drang nicht durch. Maßgeblich war, so meine ich, ein kleinmütiger Begriff von Gerechtigkeit. Ich frage mich: Was ist daran gerecht, wenn es möglichst allen Menschen möglichst gleich miserabel geht? Dann wäre ja auch die Hölle ein Ort größtmöglicher Gerechtigkeit. Auch in der Kirche wurde hitzig diskutiert, ob - und das war mit triftigen medizinischen Gründen gefordert worden - Notfallseelsorger*innen vorrangig und vorzeitig geimpft werden sollten. Ja, wenn wir das machen, hieß es dann, müssen aber gleich alle Pfarrerinnen und Pfarrer geimpft werden, sonst sei das nämlich ungerecht. In Wirklichkeit war Neid unterwegs, Neid auf Menschen, die ein Amt in der Kirche übernommen haben, das sonst nicht gerade als Tätigkeitsmagnet gilt, nämlich Notfallseelsorger*in zu sein.

Und es ging ja auch jenseits der Kirchen so weiter: Fragen über Fragen, was oder ob Geimpfte anderes und mehr dürfen, in welchem Umfang es wieder Kulturangebote, Konzertangebote, Chöre der Geimpften geben dürfe, die früher als andere singen? Und im Namen von Gerechtigkeit wurde gewarnt: Lieber nicht. Denn wieder waren nicht nur Angst und Sorge, sondern auch Neid unterwegs. Nicht lange dauerte es, bis die Frage gestellt wurde, warum die, die in den Brennpunktquartieren die Zahlen in die Höhe jagen, vorzeitig geimpft werden sollen, um die Inzidenzwerte nach unten zu drücken. Da werden doch die durch Impfung belohnt, die sich nicht ordentlich verhalten haben, heißt es da. Erstens: Die? Zweitens: Alle? Die meisten können sich nicht aussuchen, in einem Hochhaus mit 1,5qm-Aufzügen beherbergt zu sein. Wieder ist Neid und das Schreckgespenst einer missgünstigen Ungerechtigkeit unterwegs. – Jemand hat etwas, kann etwas, vermag etwas, darf etwas, was ich eigentlich auch könnte, dürfte, meine haben zu sollen. Erreichbares nicht zu haben. Das ist die Gestalt des Neids, in die sich alsbald Hass einschleicht.

Welches christliche Kraut ist dagegen gewachsen?

Erlauben Sie mir einen kleinen Abstecher in die nichtchristliche Antike. Einst waren die Götter neidisch. Die griechischen Megären waren die personifizierte Form der Missgunst.

Und die griechischen Dichter Pindar und Aischylos deuteten den Neid der Götter als Korrektur, um der Sterblichen ungetrübtes Glück im Übermaß den Garaus zu machen. Das war aber eben zu Zeiten des antiken Götterhimmels. Und der war ein trostloser Himmel. Trost war der griechischen Götter Sache nicht. Aber eben Neid. Und dieser Neid hatte eine menschliche Entsprechung, der sog. Ostrakismus, das Scherbengericht zu Athen. Im Namen eines gleichmacherischen-demokratischer Neides als Steuerungskraft der Stadtgesellschaft wurden Scherbenberichte abgehalten. Es hat Athen seine Existenz gerettet, dass es alsbald wieder davon Abstand nahm. Denn die Stadt merkte: Neid als politisches Regulativ wirkt schon in einer relativ übersichtlichen Stadtgesellschaft destruktiv. Er wirkt in einer Gesellschaft der Gleichen, die notwendig nicht in jeder Beziehung gleich sein können, zerstörerisch. Demokrit sah das haarscharf: Neid ist Ursache von Bürgerkriegen. Neid ist Kennzeichen von Tyrannen, sagte er. Zentrale Aufgabe des Staates sei, so meinte dann auch Aristoteles, den Neid aus der Polis zu verbannen. Das Schlimme am Neid sei, dass er gar nicht darauf aus sei, in die Vorzüge des anderen zu kommen. Er wolle nur erreichen, dass die andere Person diese Vorzüge auch nicht genießt. Vor allem aber: Niemand, so Aristoteles, beneiden Menschen stärker als die, mit denen sie bekannt sind, die Landsleute.

Das ist brandaktuell. Soll denn im Ernst das Unglück der anderen, die Trostlosigkeit ihrer Lebenslage mir selbst zum Trost gereichen? Ist das in den Köpfen der staatlichen Steuerung, in den Köpfen der Kirchenleitungen angekommen? Gilt es wieder an Friedrich Nietzsche zu erinnern, der gegen das innereuropäische, das soziale Ressentiment in Deutschland anging und schrieb: „Weil ich *etwas* nicht haben kann, soll alle Welt *nichts* haben! Soll alle Welt nichts *sein!*“ Soll also im Ernst der Macht des Virus dort, wo sie schon gebrochen ist, im Namen der Gerechtigkeit der Vorrang eingeräumt werden?

Noch einmal: Wie ist das eigentlich mit Gott, mit dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, dem Gott, in dessen Namen sich Jesus von Nazareth aufmachte?

Dieser Gott ist nicht neidisch. Seit Kain und Abel, der wohl mächtigsten Neidgeschichte der Bibel, tritt er gegen den Neid auf den Plan. So einer wie Paulus wusste das: „Neid zerstört, Liebe baut auf“. (Gal 5,21-26). Liebe, so die Einsicht hilft Menschen auf, über ihren Kummer über den Erfolg der Nächsten hinwegzukommen.

Liebe hilft aus der erbärmlichen ethischen und sozialen Lage heraus, in der erst an Grundrechte appelliert werden muss, um nicht länger Schmerz darüber zu empfinden, worüber wir alle uns freuen sollten, über das Gut des Nächsten. Nächstenliebe macht sich ja

nichts vor. Sie schaut hin und sieht – neben den eigenen auch die Abgründe beim anderen. Aber eins kann Nächstenliebe wie kaum eine andere: sich an der Freude der anderen vorbehaltlos zu freuen. Sich neidlos an Hoffnungsschimmern, an der Freude anderer zu freuen, ich halte das für eine der ganz zentralen vertrauensbildenden Maßnahmen, für die die Kirche am Ende der Krisenfahrt eintreten kann. Das hohe diakonische und seelsorgerliche Engagement der Kirche schon zu Beginn der Krise war ja nicht weniger Ausdruck eines elementaren kirchlichen Interesses an anderen. Es wäre gut gewesen, wenn das öffentlich deutlich stärker wahrgenommen worden wäre. Wer weiß: Am Ende liegt hierin ein elementares Kriterium, gegen Ende der Krisenfahrt gemeinsam zu prüfen, worauf wir uns in Zukunft in der Ausgestaltung kirchlichen Lebens konzentrieren sollten. Testfrage: Wo bilden wir in unserem kirchlichen Leben Orte, anziehenden Orte, in denen Menschen sich elementar für andere interessieren? Orte also, an denen sie in die Lage versetzt werden, sich neidlos am Wohl ihrer Mitmenschen zu freuen, und sich dafür im Namen Gottes einzusetzen?